

Joan Weng

# AMALIEN TÖCHTER

Roman

The background of the cover is a photograph of a rural landscape. In the foreground, two women are sitting on a dirt path that runs alongside a river. The woman on the left has blonde hair and is wearing a yellow top, while the woman on the right has brown hair and is wearing a light blue dress. They are both looking away from the camera towards a large, white, two-story house with a red roof, which is situated on a grassy hill in the middle ground. The house is surrounded by trees and bushes. The sky is a pale, hazy blue with some light clouds. The overall mood is peaceful and nostalgic.

atb

hierbleiben, im kleinen, gemütlichen Weimar, wo meine Mutter sich über die Einschränkungen durch den Krieg beschwert und erzählt, sie habe das zweite Dienstmädchen entlassen müssen und bräuchte nun oft den ganzen Tag, nur um ausreichend Kohlen und Brot zu bekommen. Gestern hat die Köchin mir ihr Leid geklagt, sie habe letzten Winter sogar Pudding und Marmelade aus der Hindenburgknolle machen müssen und das, wo sie doch so besonders köstlich Erdbeeren einkochen kann – weißt du, wenn ich so etwas höre, da könnte ich schreien. In Berlin, in München, in Hamburg und Stuttgart verhungern Kinder, denen fehlen nicht die Erdbeeren in der Marmelade, denen fehlt das Brot. Denen fehlt alles – vom Vater über die Schuhe bis zum Essen.«

Klara legte ihren Kopf an Fritz' Schulter und so, eng beieinander untergehakt, stapften sie durch den Schnee. Nach ein paar Metern blieb Fritz plötzlich stehen, wickelte ihr seinen dicken Wollschal um. »Damit du nicht noch mehr frierst, du eitles kleines Geschöpf. Weißt du, was ich am Allerliebsten machen würde? Am allerliebsten würde ich dich jetzt sofort und auf der Stelle heiraten, mir ein bequemes Plätzchen in der Praxis meines Herrn Papas suchen und unseren Kindern beim Heranwachsen zusehen. Aber es geht leider nicht. Es wäre feige. Die Welt ist im Wandel. Und sie braucht Ärzte, jetzt mehr denn je. Es wäre nicht richtig, es mir hier behaglich zu machen, während in Berlin die Menschen, die etwas für uns verändern, meine Hilfe brauchen. Es ist wie damals, als mein Vater mich für kriegsdienstuntauglich erklären lassen wollte. Ich will nicht in einer Welt leben, in der die Söhne reicher Ärzte kriegsdienstuntauglich gemauschelt werden, während der Sohn unseres Kutschers irgendwo vor Verdun im Schlamm versunken ist. Und ich will mir später auch nicht den Vorwurf machen, die Hilfsbedürftigen in Berlin im Stich gelassen zu haben. Die Welt ist im Wandel, und vielleicht kann ich

meinen kleinen Teil dazu beitragen, dass der Wandel in die richtige Richtung geht. Vielleicht ist dieser Wunsch auch eitel, aber ich fühle mich verpflichtet, es wenigstens zu versuchen - verstehst du das?«

Natürlich verstand sie das. Deswegen liebte sie ihn ja. Aber trotzdem war da dieses nagende Gefühl, ausgeschlossen zu werden, von seinem Leben oder zumindest von dem, was sein Leben wirklich ausmachte.

»Wie geht es Jakob?«, fragte sie, weniger aus tatsächlichem Interesse an Jakob, als um Zeit zu gewinnen. Sie hatte eine Idee, doch die musste erst durchdacht werden.

Jakob war Fritz' engster Studienfreund. Gegen Mitte seiner Heidelberger Studentenzeit hatte Fritz sich aus Gründen der Konzentration bei der Kaufmannswitwe Helga Sommerfeld ein Zimmer gemietet. Frau Sommerfeld hielt sich sehr aufrecht, lachte nie und hatte eine eiserne Moral, sie duldete grundsätzlich keinen Damenbesuch und Herren auch nur bis vier Uhr nachmittags. Den Genuss alkoholischer Getränke verbat sie sich ebenfalls, und es war allseits bekannt, dass sie Zimmerherren, die in ihren scharfen Augen einen berauschten Eindruck machten, vor der Wohnungstür nächtigen ließ. Sonntags verlangte sie Kirchgang, und gebadet werden durfte jeden zweiten Sonnabend, nach der Großwäsche. Es war ihr bisher noch immer gelungen, jeden verbummelten Studenten durch das Examen zu bekommen - nur eine kleine Schwäche besaß sie, und diese Schwäche war Jakob Zittlau.

Jakob war Berliner, Schriftsteller und wohnte Tiefparterre. Manchmal stand er sinnend in Frau Sommerfelds prächtigem Obstgarten und hielt lächelnd eine Apfelblüte in der Hand - dann keimte ein Gedicht in ihm. Allerdings war seine Lyrik trotz der Affinität zu Blumen eher politisch, abstrakt, reimfrei und von daher schwer verkäuflich. Mehrfach stand auch die Zensurbehörde vor Frau Sommerfelds Tür, doch sie verzieh ihrem Zimmerherrn jedes Mal, selbst die häufigen Besuche seiner

ständig wechselnden hübschen Cousinen sah sie ihm nach – nur manchmal äußerte sie Erstaunen über seine doch sehr weitläufige Verwandtschaft.

Und auch Fritz, der bis zur Begegnung mit Jakob das biedere, sich zwischen Universität, Kneip- und Fechtsaal abspielende Leben eines Verbindungsstudenten geführt hatte, war hoffnungslos fasziniert von dem Lyriker. Jakob, der um des wirtschaftlichen Überlebens willen für Zeitungen und Zeitschriften Beiträge über das moderne Theater schrieb, nahm ihn gern mit, auch hinter die Bühne und in kleine, ständig verrauchte Cafés, wo man schon mal den ganzen Nachmittag an einem Glas Hauswein sitzen durfte. Dort, auf umgedrehten Kohlekisten flegelnd, zwischen in leere Flaschen gesteckten Kerzen und ewig fleckigen Tischdecken, wurden die beiden, der wohlhabende Arztsohn und der mittellose Dichter tatsächlich Freunde. Denn eines war ihnen bei allen Unterschieden gemeinsam: Sie konnten kein Unrecht ertragen.

Über die richtige Art des Kampfes dagegen stritten die beiden heftig, mit Wutgebrüll und zertretenem Mobiliar – Jakob brannte für Marx und den Kommunismus, für den Weltfrieden und die Vereinigung aller Proletarier; Fritz, der zu dieser Zeit begann, im Armenspital zu arbeiten, glaubte an eine friedliche Revolution – ja, vielleicht sogar abermals von oben. Eine organische Entwicklung, angeregt durch Bildung und fest verankert im Schoße der Monarchie.

Im Sommer 1913, als Fritz gerade seinen Wehrdienst antrat, zog Jakob Zittlau nach St. Petersburg, als offizieller Theaterkritiker und inoffizieller Marxist. Im Krieg hatte man ihn dann im Osten eingesetzt, nach dem Frieden von Brest-Litowsk sollte er in den Westen verlegt werden, zumindest hatte Fritz das während seines letzten Fronturlaubs im Mai erzählt.

»Wie geht es ihm?«, fragte Klara nun abermals, »hast du schon etwas

von ihm gehört?«

Fritz nickte, und dann sagte er: »Seine Mutter hat mir geschrieben. Diese Mütter immer, ich hätte es nie für möglich gehalten, dass Jakob eine Mutter besitzt und noch dazu eine, die ihre Briefe auf cremefarbenem Büttenpapier verfasst. Grauenhaftes Weib.«

»Ja, und was hat seine Mutter geschrieben?«

»Wie soll es ihm gehen, wenn er nicht selbst schreibt?« Fritz zuckte die Schultern, doch in seinen Augen lag eine tiefe Traurigkeit. Manchmal drohte auch er den Glauben zu verlieren, gute Freunde starben, Kinder verhungerten und trotzdem machte Fritz weiter, immer weiter.

Eine große Hilflosigkeit überkam Klara – wie so oft im Gespräch mit Fritz hätte sie gern etwas Tröstendes gesagt, aber ihr fehlten die Worte. Sie konnte sich vorstellen, was der Verlust Jakobs für Fritz bedeutete.

»Seine Gasmasken war nicht dicht. Bei der letzten Flandernschlacht, im April.«

Klaras Kehle war wie zugeschnürt, was wenn es Fritz gewesen wäre? Es hatte so viele getroffen. Lottis Brüder, Gretes Obergefreiten. Man würde Fassung von ihr verlangen und auch erwarten können, Trauer war Normalität geworden. Oder es ginge ihr wie Lotti, die jeden Tag hoffte und betete, und mit jeder verstrichenen Stunde schwanden die Chancen auf ein Wiedersehen mit ihrem Verlobten.

Klara starrte ihre im Schnee versunkenen Schnürstiefel an, sie schämte sich – für ihren Egoismus, weil sie Fritz für sich wollte. Dabei wusste sie doch um die Wichtigkeit, die Richtigkeit seines Handelns, liebte ihn ja gerade wegen seines selbstlosen Idealismus, wegen seines unermüdlichen Anstürens gegen die Schlechtigkeit des Lebens.

Sie musste auch etwas tun, sie fühlte es ganz deutlich – nur was? Nie würde die Mutter zulassen, dass sie wie Grete im Lazarett arbeitete



oder einer ordentlichen Berufstätigkeit, wie Lotti sie anstrebte, nachging. Daran war nicht zu denken. Da würde die Mutter wahnsinnig werden.

Eine Weile gingen sie schweigend durch den immer höher werdenden Schnee. Jeder ihrer Schritte wurde sanft gedämpft, welch Sinnbild für das Leben hier! Wie lächerlich, ja, fast peinlich Klara das selbst jetzt noch so beschauliche Weimar vorkam. Selbst das Elend in den Lazaretten war ein gemildertes, wer hier lag, kam meist durch, hatte das Schlimmste überstanden. Ja, sie konnte Fritz' Wunsch, nach Berlin zu gehen, verstehen. Etwas tun, beitragen, helfen, mitwirken – nicht länger nur Zuschauer sein, sondern handeln!

Und plötzlich nahm ihre Idee Gestalt an, schien ihr nun schon fast der einzig gangbare Weg, sie musste sich nur trauen.

»Ich hab ein Geschenk für dich«, holte Fritz sie in die Gegenwart zurück. Er kramte in seiner Manteltasche herum, reichte ihr schließlich eine etwas zerknautschte aussehende Postkarte: »Für deine Sammlung.«

Wie immer, wenn sie eine neue Karte bekam, begann Klaras Herz vor Aufregung und Freude zu klopfen. Es war eine gemalte Ansicht des von der Revolution noch ramponierten Brandenburger Tors und davor, Arm in Arm, ein Paar. Klara stutzte, starrte. Das Paar, das waren Fritz und sie!

»Das hat mir ein Bekannter gemacht, nach dieser Fotografie von dir, die, bei der du dich immer beklagst, dein Korsett sei zu eng gewesen. Er ist Postkartenmaler. Ich dachte, es gefällt dir vielleicht.«

»Und wie! Das wird die Königin meiner Sammlung!« Für einen kurzen Moment waren alle Sorgen wie weggewischt. Es würde schon alles werden. Diese Postkarte, das war ein Zeichen. Sie beide vor dem Brandenburger Tor ...

Sie holte tief Luft und sagte:

»Fritz.« Ihre Stimme klang vor Aufregung kieksig, sodass sie noch